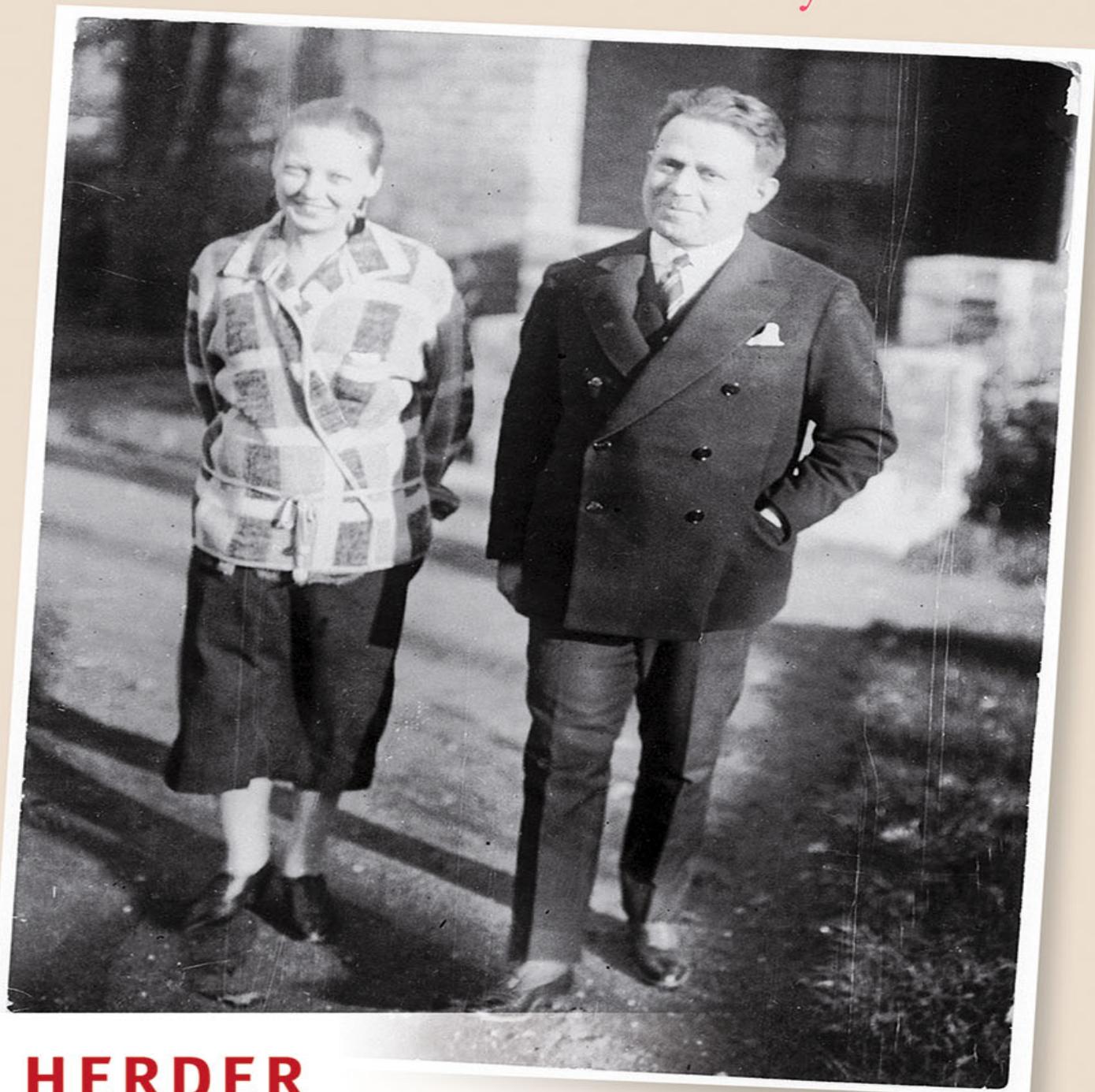


Fritz J. Raddatz

*„Dann wird aus Zwein:
Wir beide“*

Kurt Tucholsky
& Mary Gerold



HERDER

Fritz J. Raddatz

**«Dann wird aus Zwein:
Wir beide»**

Kurt Tucholsky und Mary Gerold



FREIBURG · BASEL · WIEN

Impressum

Titel der Originalausgabe: „Dann wird aus Zwein: Wir beide“

Kurt Tucholsky und Mary Gerold

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2015

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Designbüro Gestaltungssaal

Umschlagmotiv: © Deutsches Literaturarchiv Marbach

E-Book-Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
Leipzig

ISBN (E-Book): 978-3-451-80404-5

ISBN (Buch): 978-3-451-06760-0



Mary und Kurt Tucholsky
in Le Vésinet, 1925

(Quelle: Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Der Tag, der Kurt Tucholskys Leben veränderte – man darf wohl sagen: umstülpte auf immerdar –, läßt sich ziemlich genau bestimmen. Der 25jährige Berliner Journalist war nach kurzer Musterung im April 1915 als Armierungssoldat eingezogen worden, schon bald zum «Kompanieschreiber» abgestellt und Ende August 1916 zu der Fliegerschule Alt-Autz in Kurland versetzt und ist von Beginn des Jahres 1917 Schreiber des Stabes sowie Leiter der Bibliothek und der Druckerei. Er durchläuft eine mittlere militärische Karriere vom Unteroffizier über Vizefeldwebel bei der politischen Polizei bis zum Feldpolizeikommissar; bis heute ist ungeklärt, ob der Pazifist und Militärhasser – «Soldaten sind Mörder» – während der Jahre der Weimarer Republik eine Offizierspension bezog, die eigentlich jedem dieses Ranges in der besiegten kaiserlichen Armee zustand. Seit 1912 ist er verlobt mit Kitty Frankfurter, ein Jahr zuvor hat er jenen Rheinsberg-Ausflug unternommen, von dem wir heute unter dem Titel «Ein Bilderbuch für Verliebte» durch Millionenauflagen und mehrfache Verfilmungen wissen; seine Begleiterin war die angehende Ärztin Else Weil, die er Claire Pimbusch nannte. Der ironische Dedikationsvers an seine Tante Berta war also nicht pure Frozelei: «Außen jüdisch und genialisch, innen etwas unmoralisch, nie alleine, stets à deux – dein Neveu!» Ein kesser Berliner, ein

unwilliger Jurastudent, ein brillanter Journalist vom ersten Beitrag 1913 in Siegfried Jacobsohns «Schaubühne» an, die der Herausgeber nicht zuletzt unter dem Einfluß seines mehr und mehr politischen Autors 1918 in «Die Weltbühne» umbenannte. Doch wenige Monate zuvor war etwas Tiefergreifendes geschehen. Im November 1917 lernt Tucholsky in der Kassenverwaltung des Stabes von Alt-Autz Mary Gerold kennen, eine knapp 19jährige Baltin, die nach der Eroberung Rigas durch die deutsche Armee dorthin dienstverpflichtet worden war. Jener Blitz hat eingeschlagen, den man auch «Coup de foudre» nennt. Nur gibt es auch einen Blitzableiter. Wir werden nämlich – durch Briefe, Gedichte und Mary Gerolds bislang unveröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen – Zeuge eines Begehrlichkeitstanzes, dem sich die «kühle Blonde» in graziöser Verweigerung anfangs entzieht. Da ist ein flotter junger Mann, verwöhnt bereits durch Erfolge bei Frauen (womit er ungeschickterweise prahlt) – und da ist eine nach allen strengen Regeln wohlstandiger Bürgerlichkeit erzogene junge Frau, schön, auch etwas kokett und harmlosen Ball-Vergnügen im Offizierskasino nicht abgeneigt; aber unnahbar. Ihre Melodie war gleichsam die, die viel später Lotte Lenya als «Polly» in Brechts «Dreigroschenoper» sang:

Ja, da kann man sich doch nicht nur hinlegen

Ja, da muß man kalt und herzlos sein.

Ja, da könnte so viel geschehen
Ach, da gibt's überhaupt nur: Nein.



Mary Gerold 1916

(Quelle: bpk - Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte)

Doch der Jäger hat die Spur aufgenommen, die Witterung.
Zu jener Zeit, da es noch keine E-Mail und SMS gab, da es nicht so hurtig hieß: «Gehen wir zu dir oder zu mir?», flirtete man anders; eine Blume, eine Schachtel Konfekt, ein Fläschchen Parfüm - oder ein Gedicht. So sahen die Lockungen Tucholskys aus, der jemandem begegnet war, so ganz und gar anders als die leichten Kurfürstendamm-Eroberungen und leckeren Tingeltangel-Mädchen bisher. So lautete ein Gedicht vom Januar 1918, also zwei Monate nach der ersten Begegnung:

Für Mary

Gibst du dich keinem -? Bist du nur blond und kühl?

Demütigt dich ein starkes, heißes Gefühl?

Wir sind allein. -

Jeder ist so vom andern durch Weiten getrennt,

daß er nicht weiß, wo es lodert und flammt und brennt -

Wir sind allein. -

Selten nur springt ein Funke von Blut zu Blut,

bringt zur Entfaltung, was sonst in der Stille ruht -

Wir sind allein. -

*Aber einmal - kann es auch anders sein -
Einmal gib dich, - und, siehst du, dann wird aus zwein:
Wir beide -
Und keiner ist mehr allein. -*

Doch lassen wir Mary, das «Mätzchen», wie er sie später nannte, zunächst selbst erzählen. Wir werden bei der Lektüre ihrer Tagebuchaufzeichnungen zu einer Art Theaterpublikum: Erleben wir doch den Bericht eines Geschehens, das wie auf einer Bühne vor uns seinen Lauf nimmt in Glücksbeginn und Unheilwitterung; nur, daß Akteurin und Berichterstatterin ein und dieselbe Person sind.

Das Theater für diese Inszenierung war eben jene Fliegerschule in Alt-Autz: die Kulissen schäbige Büroräume für die jungen Dienstverpflichteten, die kleine Bibliothek für den «Chef», die Luft des Offizierskasinos geschwängert von Zigarettenqualm, von Cognac- und Rotweindunst, die «Pausen»-Spaziergänge (inklusive kleiner heimlich zugesteckter Leckereien aus der Offiziers-Sonderverpflegung) fanden in der waldbestandenen Umgebung statt - das, was die beiden Hauptakteure «Spazieren auf dem Kriegsschauplatz» nannten. Was wir lesen, ist nicht Monolog einer Lady Macbeth noch Versonnenheitslied einer Ophelia. Was wir sehen, ist das Flattern eines Falters, geblendet vom Licht, verängstigt

vom Käscher, angezogen von dem, der ihn nach ihr auswirft
- nach ihr, der 19 Jahre jungen Mary.

Sonntag, 11. November 1917

Ich beachte Tucholsky gar nicht. T. zieht schnell die Mütze, winkt mir mit dem Finger und sagt: «Komm her!» – Ich war baff und kümmerte mich nicht um ihn. Beim Vorübergehen sagte er: «Sie haben nicht Ihre eigene Stimme». – «Was ist Ihnen?» frage ich. «Danke, mir ist gut!» Sie haben nicht Ihre Stimme, Sie haben die Stimme von oben. – Ich war sprachlos, zuckte die Achseln und ging fort. –

Montag, 12. November 1917

T. schiebt mir einen Brief zu. Ich lege schnell ein Buch drauf. – Ist der Mensch gerieben! Er sieht sehr gut aus und ist furchtbar mokant. – Als er gegangen war, öffnete ich nach einer Weile den Umschlag, darin war ein mit der Maschine geschriebenes Billet, das lautete: «Man ist begierig, die Stimme noch einmal, länger und ausführlicher, zu hören und bittet um Benachrichtigung, ob man Sie heute abend um 7 Uhr zu ein klein wenig Sekt erwarten darf. Ein kurzer Besuch im Geschäftszimmer der Leihbibliothek – am besten um 12 Uhr – ist willkommen. Mit einem schönen Gruß in ein Paar lustiger Augen. –»

Natürlich ging ich nicht hin.

Dienstag, 13. November 1917

T. sieht durchs Fenster und fragt, ob es in Riga angebracht sei, auf einen Brief nicht zu antworten, weder mit ja noch mit nein. Ich sagte ihm, ich sei nicht gewohnt, von fremden Männern derartige Aufforderungen zu bekommen.

Donnerstag, 15. November 1917

Ich ging absichtlich nicht in die Bibliothek. Um 3 Uhr im Büro übergab mir Ratsch einen Brief von T. Auf dem Kuvert steht: «An 1), 2), 3) und im Brief:

Mary Gerold

Bouquet

Dickerchen

werden gebeten sich nach dem Abendbrot bei mir einzufinden. Zu rauchen gibt es, zu trinken und zu reden, je nach den Geistesfähigkeiten usw.»

- Wir gingen nicht. -

Freitag, 16. November 1917

Bouquet erzählte, sie sei in der Bibliothek gewesen. T. sei wütend, habe gesagt, daß es unfein sei, nicht zu antworten.

Sonnabend, 17. November 1917

Beim Kaffeetrinken sehe ich durchs Fenster und da geht «Dickerchen» (T.) übern Marktplatz. Als ich um 8 ins Büro gehe, kommt er zurück, sehr ernst und sieht sich nicht nach mir um.

Nach dem Mittagessen gehe ich mit Leimann den Weg zum «östlichen Kriegsschauplatz» und - wir treffen Dickerchen. Ich gehe hochnäsiger an ihm vorüber. Ich hatte meinen freien Nachmittag. - Es ist kurz vor drei.

Dickerchen geht zur Druckerei. Ich rieche den Braten. Es ist 5 nach 3 - ich gehe den Weg zur Kirche. Da sehe ich ihn übern Marktplatz gehen ... Und da ist er schon neben mir: «So'n dummer Junge, kaum hat er das Mädchel erblickt, so kommt er ihr auch schon nachgelaufen.» - Wir reden und reden, über die Einladung, über Frauen, über «das» Morgen um $\frac{1}{4}$ 5 wollen wir uns auf dem östlichen Kriegsschauplatz treffen.

Abends brachte Ratsch mir ein riesengroßes Kuvert von Dickerchen. Zigaretten und ein Gedicht. Wir sprachen auf unserem Spaziergang über die Deutschen und die Russen, und ich äußerte, daß die Russen viel galanter sind ...

Sonntag, 18. November 1917

Nachmittags ging ich mit Ratsch in die Bibliothek zu Dickerchen, um ihm zu sagen, daß ich nicht zu unserer

Verabredung käme, weil es regnet. Wir verhandelten lange, bis wir übereinkamen, zu dritt einen gemütlichen Abend zu verbringen. Um 7 Uhr erwartete er uns in der Bibliothek. In seinem Zimmer war der Tisch gedeckt, eine jede hatte eine Tischkarte. Auf meiner stand: «Fräulein Mary Gerold. Guten Appetit und ein fröhlicher Winter!» Der Abend verlief recht ernst. T. widmete sich mehr Ratsch, was mir sehr willkommen war. T. u. ich, wir benahmen uns, als ob wir uns eben kennen gelernt haben. Ich hörte nur zu, denn er erzählt interessant und ist sehr klug. Gut sieht er auch aus, obwohl er keine Erscheinung ist, sein Profil ist großartig: eine hohe gewölbte Stirn, eine schön gebogene Nase, ein sinnlicher Mund und die Augen spitzbübisch! – Sein Gang seine Bewegungen verraten sein übersprudelndes Temperament. –

Als wir im Bett lagen sagt Ratsch zu mir: «Hör, er ist verkracht in dich.» Ich mache das dümmste Gesicht und bestreite das. «Nein», sagt sie, «das fühle ich, du mußt nicht denken, daß ich eifersüchtig bin.» – Als wir uns von T. bei ihm verabschiedeten, küßte er einer jeden die Hand und flüsterte mir zu: «Doch ...» –

Montag, 19. November 1917

Ratsch übergab mir einen Brief vom Dickerchen. Er schreibt wieder so nett. – Ich fürchte mich vor seinen